

Geschichten hinter dem Land
Huschemool und das Goldmännchen

Huschemool und das Goldmännchen

Wie die Trottweiler zu ihrer Sprache fanden

Von
Kurt Werner Sanger

Geschichten hinter dem Land
Huschemool und das Goldmännchen

Satire über das Verschwinden der Wörter

In heiterem Gedenken
an
Alwin Michael Rueffer

© Kurt Werner Sänger

Autorenkontakt: meotext@t-online.de

Geschichten hinter dem Land
Huschemool und das Goldmännchen

Sehr geehrter Herr Sänger,

ich bitte Sie freundlich, dafür zu sorgen, dass in Zukunft die festgelegten Ruhezeiten eingehalten werden. Falls diese Ihnen nicht bekannt sind: Sie erreichen Herrn Stengel vom Ordnungsamt Bad Vilbel unter der Durchwahl 602 261. Ich hoffe gern auf Ihr Verständnis, sodaß ich nicht zu weiteren Maßnahmen greifen muß.

Frdl. Gruß H. B. Untergasse

Es war einmal ein kleines Dörfchen am Rande der Welt mit Namen Trottelweil. Die Menschen dort lebten in einem dauernd währenden Unglück des Schweigens, von dem sie nicht mehr wussten, woher es gekommen war und wie es zu wenden sei. Doch eines Tages im späten Sommer im Monat September war Sonderbares geschehen.

In den Pflaumengärten ging noch munter die Sonne spazieren und ließ die prallen Früchte ins Schwarz spielende Blau glänzen. Unter den Brombeerhecken döste allenthalben das Federvieh, und selbst die Spatzen, die sonst mit quirlichem Gezänk stets auf sich aufmerksam machten, hatten sich in den Hecken rar gemacht. Kein Laut drang aus den Mauern heraus, kein Leben ging durch die schmalen Gassen, und kein Mensch zeigte sich unterwegs auf ein Geschäft oder war auf eine Arbeit aus. Da trat mit einem Mal und mit wenigen Schritten ein altes, verlottertes Männchen in die stumme Versunkenheit des kleinen Dörfchens ein.

Das Männchen war von weit her aus den Tiefen der Wälder hinter den Vogelsbergen gekommen und musste schon lange unterwegs gewesen sein. Sein Äußeres war nicht dazu beschaffen, als bürgerlicher Mensch, ja, selbst als solcher überhaupt erkannt zu werden. Eher denn als ein fremdes Wesen. Es trug eine zerschlissene Jacke aus zotteligem,

schmutzigem Schaffell, das mit geflochtenem Schilf zusammengefügt war, wie es auf dem Kopf ein auffallend großes Blatt trug, das einer Pestwurz entnommen schien, und die Beinkleider nebst Schuhen waren aus dem Bast der Birke geflochten. Seine ganze Habe trug es schwer in einem verschlissenen Rucksack aus altem, grauen Leinen bei sich, dessen Schnüre und Tragriemen durch rostigen Draht, wie ihn die Bauern für ihre Weidezäune verwendeten, gefertigt waren. Wäre da nicht sein waches Gesicht, das hinter einem buschigen, weißen Haarschopf und grauem, zerzaustem Bart hervorblitzte, man hätte es für ein Fabelwesen zwischen einer leibhaftig ins Leben gekommenen Vogelscheuche und einem Teufel halten können.

Doch weil es in seinen alten Tagen der Einsiedelei auf einen reichen Schatz gestoßen war, suchte es diesen mit Menschen zu teilen, die daraus ein gescheites Leben für jedermann zu schaffen bereit waren und ohne Ansehen der Gestalt und des Glückes zu teilen dachten. So kam es nach zufälligem Wege nach Trottelweil.

Nachdem es die Gassen und Winkel des Dörfchens einige Male, ohne einer Menschenseele gewahr zu werden, durchschritten hatte, suchte es um Menschen im Wirtshaus nach, das einzig offen stand. Den Wirt fand es, wie alles im Dorf,

in einem Dämmerzustand vor. Nur der Zapfhahn machte von Zeit zu Zeit sich durch ein gelegentliches Glucksen und Röcheln bemerkbar, ein Rülpsen, als wollte er sich der noch verbliebenen sauren Luft im Bierfass vergangener Feste entledigen.

Es bedurfte einiger Mühe des Männchens, sich dem Wirt gegenüber bemerkbar zu machen. Durch kräftiges Poltern mit der Faust auf dem Schanktisch gelang es ihm, den Wirt zu erwecken, der nun, mit ungeheuerlichem Schrecken im Gesicht und mit weit geöffneten Augen sowie mit nicht minder offenem Munde, das sonderbare Geschöpf anstarrte. Durchaus hätte es dem Wirt auch scheinen können, wollte man seinem Entsetzen nach urteilen, dass er für sich selbst einen Augenblick geglaubt haben mochte, in einer anderen, ihm entrückten Welt angekommen zu sein, ja, das ganze Dorf mit ihm, doch war er längst in derselben angekommen, ohne diese gegenwärtig zu sein. Wieder und wieder um Fassung ringend, läutete er nach seiner Frau, und auch ihr widerfuhr beim Anblick des Alten ein großes Schaudern, denn derlei Gestalt war ihr noch niemals in ihrem Leben vor Augen gekommen.

Aber all dies kümmerte das Männchen nicht. Es war sich der Fremdheit seiner Erscheinung wohl bewusst wie in der

Überzeugung sicher, dass es, wenn es nur seine Angelegenheit gemacht und als ziviler Mensch in angemessenem Aussehen jede Verwirrtheit, die den Augenblick bestimmte, geglättet habe, sei auch der Schrecken gebannt, den es einstweilen verbreitete. Allein nur die Beobachtung, dass sowohl der Wirt als auch seine Frau zwar des Hörens so doch nicht des Sprechens im Stande waren, weckte seine ganze Aufmerksamkeit. Denn die Wirtsleute unterhielten sich in einer stummen Sprache mit Gesten und Handzeichen, jedoch in einer besonders heftigen Art, danach man meinen könnte, sie verprügelten sich zugleich, und ihre Gebärden erinnerten gleich an ein Fechten oder Stoßen, dies, hätte man es in Worte übersetzt, eher einem lauten Geplärre und Ringen, Schlagen und Stoßen gleichgekommen wäre, doch in ihren Augen glänzte zugleich ein Verlangen nach einem Schäufelchen voll von Glück und einem heiteren Leben des Sprechens.

Ob ein Kanten Brot zu haben sei, mischte das Männchen sich in den lautlosen Zwist ein. Auch sei ihm ein Schluck Wasser willkommen. Bezahlen könne es einstweilen nur mit Steinen, die es freilich in reichlicher Anzahl und in verschiedenen Größen und Farben anzubieten habe, sagte das Männchen und betonte, dieses Geschäft solle dem Wirt nicht zum

Schaden sein.

Wenn auch die Wirtsfrau diesem merkwürdigen Handel, Brot gegen Steine, mit Interesse gegenüber stand, so lehnte der Wirt selbst doch dieses sonderbare Angebot mit einer schroffen Geste der Verachtung im bürgerlichen Stolz ab und wies dem Sonderling die Tür. Gewiss, es hätte die Sache gescheiter angehen können, dachte das Männchen, wenn es die besonderen Umstände der Steine deutlicher mitgeteilt hätte, aber dies schien ihm angesichts des groben Benehmens des Wirtes nicht der Mühe wert. So ging es des Wegs ohne besonderes Ziel und gescheiten Nutzen für sich selbst und für jedermann dahin.

Einige hundert Schritte später, als es Trottelpfad hinter sich gelassen hatte, stieß es am Wegrand auf einen vermoorderten Wurzelstock, dessen Unterseite sich in nasser Fäulnis darbot. In den Kuhlen des faulenden Holzes hoffte es auf Wasser, auf das es seit Stunden schon dürstete und das ihm im Wirtshaus so grob verwehrt worden war. Mit bloßen Händen begann es das moderige Holz aufzubrechen, das, je tiefer es fasste, tatsächlich eine kühle Feuchte, gar noch eine Quelle verhieß. Doch plötzlich vernahm es ein leises aber barsches Stimmchen aus dem Holzstumpf heraus:

„Was hast du da zu kratzen?“

„Ich suche Wasser zu finden, wenn´s recht ist.“ - antwortete das Männchen und blickte mit Erstaunen um sich. Das Stimmchen musste aus einem Versteck gekommen sein, doch je nun, ringsum war keine Gelegenheit vorhanden, aus der heraus ein Versteck sich hätte machen lassen, erst recht nicht für einen Menschen.

„Wo steckst Du?“ - fragte das Männchen.

„Hier! Tief unten, hier im Holz!“ - rief es aus dem moderigen Stumpf herauf.

„Was denn, im Holz?“ - fuhr das Männchen mit einem heftigen Schrecken auf.

„Sehen kannst du mich nicht aber hören!“ – antwortete das Stimmchen.

„Ja, wer bist Du denn?“ – wollte das Männchen nun wissen.

„Und wer bist denn Du?“ - kam prompt das Stimmchen mit einer barschen Gegenfrage aus dem Wurzelstock heraus.

„Ich bin das Goldmännchen.“ – sagte das Männchen.

„Und ich das Wörtchen Huschemool.“ – entgegnete das Stimmchen.

„So, so - Huschemool?“ – fragte erstaunt das Goldmännchen.

„Ja ...“ – hob das Stimmchen mit Stolz hervor - „... ich

heiße Huschemool und bin ein altes, uraltes wie bescheidenes aber sehr kluges Wörtchen!“

„Und was machst Du hier im faulen Holz?“ - fragte verwundert das Goldmännchen, denn es war doch sehr erstaunt über diese seltsame Begegnung.

„Ich will's Dir erzählen, aber es ist eine traurige Geschichte...“ - sagte das Huschemool - „... nur musst Du mich hierfür herausnehmen.“

„Wie soll das gehen?“ - fragte das Goldmännchen, wodoch das Huschemool jedem Augenschein unsichtbar war.

„Gib mir ein wollenes Tuch, in das ich mich verbergen kann!“ - sagte das Huschemool.

Und das Goldmännchen tat, wie ihm gesagt wurde. Es kramte zwischen den Steinen im Rucksack nach einem Tüchlein. Dort hinein dachte es, das Huschemool zu legen. Denn ein so feines Dingchen müsse man mit Sorgfalt annehmen. Dann breitete das Goldmännchen das Tuch auf dem Wurzelstock aus, glättete, so gut es ging, die knitterigen Falten aus, und im Nu hatte das Huschemool davon Besitz ergriffen. Und das Huschemool erzählte, was sich vor langen Zeiten in Trottelweil zugetragen hatte.

Einst hatte das Huschemool mit all den anderen Wörtern in den Mündern und Köpfen der Trottelweiler fleißig zu tun

gehabt. Sie hatten ihnen das Sprechen und das Denken gemacht, beim Träumen geholfen und die Liebenden flüstern lassen. Einem jeden war gedient nach der Weise wie er geschaffen war, den Einsilbigen wie den Schwätzern, und bei den Schlaun hatten sie natürlich mehr zu tun als bei den Dummen. Doch eines Tages, unter der Regentschaft des schwarzen Klaus, war Zwiſt unter die Leute gekommen. Statt miteinander zu ſprechen, wozu die Wörter eigens geschaffen waren, hatten die Trottelweiler ihre Dienſte in einer Weiſe in Anſpruch genommen, die jedem Sinn ihres Wesens fremd geworden war. Sie hetzten einander, belogen und betrogen ſich, und bald waren ſie ſich alle ſpinnefeind geworden. So hatten die Wörter beſchloſſen, daſſ ſie als erſtes aus ihren Träumen verſchwinden wollten. Aber allein ſchon danach waren die Trottelweiler dümmer geworden und daſ Eine hatte in daſ Andere gegriffen. Dieſ war kein kluger Entſchluss geweſen. Denn in den Träumen reinigen die Seelen ſich vom Tage. Binnen weniger Nächte waren die Leute derart heftig im Streit verfallen und von einer dumpfen Niedergeschlagenheit gezeichnet geweſen, daſſ den Wörtern ſelbſt bange geworden war. Daher waren ſie in der Not überein gekommen, die groben Mäuler der Trottelweiler gänzlich zu verlaſſen und ſich zu verſtecken. Seit dieſen Tagen ſind

sie so stumm wie die Fische in einem bitteren Schweigen versunken.

Als das Huschemool seine Geschichte erzählt hatte, kam es auf das Goldmännchen zu mit der Bitte, doch den Wörtern wieder ins Leben und den Trottelweilern ins Sprechen zu verhelfen. Es sei der Strafe genug gewesen. Aber es bleibe ein Wagnis, gab es zu bedenken, bösen Zungen wieder das Schweigen zu nehmen. Doch sei es nur gerecht, nunmehr den Dümmeren auch die Gelegenheit zu geben, sich in der Klugheit zu versuchen, wog das Huschemool die Zweifel einander auf.

„Wir können uns zusammentun.“ - sagte das Goldmännchen, das an diesem Tag schon allerlei Wagnisse gewohnt war, und das Huschemool willigte ein. Mit Bedacht faltete das Goldmännchen das Tuch zusammen, knüpfte noch einen Knoten hinein, und steckte es samt Huschemool unter seine verschlissene Felljacke. Dann ging es mit seinem Fund nach Trottelweil zurück und suchte erneut das Wirtshaus auf. Es nahm denselben Platz ein, von dem es vor einer Weile noch so böse vertrieben worden war. Ob denn nun ein Kanten Brot und ein Schluck Wasser zu haben sei? Es trage noch eine andere Barschaft als nur Steine bei sich.

Wie der Wirt des Sonderlings in seiner Schankstube zum

zweiten Mal gewahr wurde, hob erneut ein heftiger, stummer Streit an. Ein wildes Fuchteln der Gebärden, dem das Goldmännchen freilich jetzt ein jähes Ende machte. Es nahm das Tüchlein heraus, öffnete mit Bedacht den Knoten, und geschwind sprang das Huschemool heraus und auf geradem Wege auf die Zunge des Wirtes, der einmal mehr dabei war in diesem Augenblick mit offenem Munde und in lautloser Gebärde seine Frau anzubrüllen.

Nun, es geschah ein Wunder. Mit einem Mal brüllte der Wirt mit allen Leibeskräften plötzlich ein lautes „Huschemool!“ heraus, worauf seiner Frau eine zunehmend wächserne Blässe des blanken Entsetzens ins Gesicht kroch, derart, als sei sie im Augenblick vom Leibhaftigen geküsst worden. Doch auch ihre Zunge wurde erlöst. Flink wechselte das Huschemool die Mäuler. Jetzt konnte auch die Wirtsfrau aus dem Stande heraus mit einem „Huschemool“ antworten, das aber wegen einer beginnenden Ohnmacht nur leise angehaucht über ihre Lippen kam.

Nach dieser wundersamen Rückkehr der Sprache stürzte der Wirt hinaus auf die Gassen und rief laut ein „Huschemool“ aus, das sich sogleich aller Trottelweiler Münder bemächtigte. Die Antworten aus den Häusern und Schuppen kamen auf der Stelle zurück. Ein jeder rief plötzlich seinem

nächsten Nachbarn ein herzliches „Huschemool“ zu, das sich in Windeseile über den ganzen Weiler hinweg verbreitete. Mehr und mehr Trottelweiler kamen auf den Gassen zusammen, wenn auch nur mit einem einzigen Wort gesegnet, dessen Bedeutung augenblicklich in allen Variationen der Sprachkunst fleißig geübt wurde und ganz gleich wie. Stets mussten sie sich einander des Zuhörens beim „Huschemool“ vergewissern, eine Tugend, die einst in ihrer Streitsucht untergekommen war.

Auf der Stelle waren sie alle „Huschemooler“ geworden, in ihren Antworten wie in ihren Fragen. Überall begegneten sie sich nunmehr mit einem freundlich aufgemunterten „Huschemool“ und antworteten stets mit demselben. Nachdem das Huschemool für das Erste sein Werk vollendet hatte, rief es nach den anderen Wörtern, die ebenfalls versteckt in alten Schornsteinen, Bretterstapeln oder aufgelassenen Brunnen, unter schiefen Dachziegeln und Heuschobern die sprachlose Zeit überdauert hatten. Sie alle kehrten fluggs in die Mündel der Trottelweiler zurück, worauf sie sich zu einem großes Fest herausputzten.

Auf den Wirt kam es zu, ein frisches Fass Bier herbei zu schaffen und zehn Gockel zu schlachten, um die Wiederkehr des Sprechens zu feiern, und es wurde ein großes Sau-

fen und Fressen daraus. Binnen eines Nachmittages mochte keiner mehr sich an die stumme Zeit zuvor erinnern, erst recht nicht an das sonderbare Männchen, das freilich noch immer mit seinem Rucksack voller bunter Steine in der Schankstube saß.

Nun nahm die Wirtsfrau sich des Alten an. Schon gegen Mittag war sie auf dessen Steine neugierig gewesen. Doch hatte der Streit dieser Neugierde im Wege gestanden. Fortan wollte sie für sich heimlich die Gunst der Stunde nutzen, zumal sie des Sprechens wieder mächtig geworden war, über das seltsame Geschöpf mehr zu erfahren.

„Wer bist Du?“ - fragte die Wirtsfrau.

„Ich bin das Goldmännchen.“ - sagte der Alte.

„Ha, dass ich nicht lache! Ein Goldmännchen!? - höhnte sie und fuhr fort:

„Was schleppst du da mit Dir herum?“ - fragte sie frech heraus.

„Ach, nur Steine, nichts als bunte Steine ...“ - antwortete das Goldmännchen.

„Nur bunte Steine?“ - entgegnete die Wirtsfrau, der die Sache nicht mehr geheuer war.

„Gewiss doch, nur bunte Steine ...“ - suchte das Goldmännchen sich herauszuwinden.

„Wohl, es mag etwas Besonderes damit sein, nicht wahr?“
– setzte die Wirtsfrauforsch nach, wie es christliche Geschäftsfrauen gerne machen, die das Behumpfen als Tugend bürgerlichen Lebens wie frommer Rechtfertigung schon aus dem Taufbecken heraus kannten.

„Ei freilich, es ist etwas Sonderbares mit den Steinen, aber es entzweit die Leute ...“ - antwortete zögernd das Goldmännchen und fuhr fort: „... es sei denn, ein jeder bekommt es zu gleichen Teilen, sein Glück damit zu machen.“

Wie denn dieses Glück zu machen sei, wollte die geschäftige Wirtsfrau jetzt wissen.

„Ihr müsst das Schweigen lernen!“ - sagte das Goldmännchen.

„Wie das, wo wir doch eben das Sprechen wieder gefunden haben?“

„Je nun, das Schweigen ist die höchste Kunst des Sprechens ...“ - sagte das Goldmännchen und mahnte – „... ihr müsst euer stilles Glück gegen die geschwätzige Zwietracht versteckt halten.“

Das wollte die Wirtsfrau sich zu Herzen nehmen und versprach, das Glück wie das Schweigen zu hüten und es mit allen zu teilen.

So kam es, dass das Goldmännchen doch noch für einen

Schluck Wasser und einen Kanten Brot seinen Rucksack der Wirtsfrau schenkte. Sie möge so tun, wie sie es versprochen habe, das Glück zu teilen und das Schweigen zu hüten.

Dann ging das Goldmännchen davon.

Kaum, dass es Trottelweil hinter sich gelassen und wieder ungewissen Wegs dahinschritt, vernahm es aus der Ferne ein großes Lärmen und Geschrei.

„Gold! Gold! Gold!“ - lärmte es aus dem Wirtshaus heraus, und alle brüllten ihren Schatz weit ins Land hinaus. Augenblicke danach klirrten die Fensterscheiben. Ein Kreischen und Grölen setzte ein, das wie ein Rauschen mit dem Wind weit durch die Lüfte ging und überall im Lande vom plötzlichen Reichtum der Trottelweiler verkündete. Ein jeder, der etwas auf sich hielt oder im Glauben darin berauscht war, fortan etwas auf sich halten zu dürfen, eilte nach Trottelweil.

Zuerst kamen die Journalisten vom Bilbelbacher Tageblatt, die windigen Mathiser und horstigen Simonisten, dann die Sparkassendirektoren aus Totlachbach wie deren oswinischen Veitstänzer vom Landschratsamt und mit ihnen die Spekulanten, die frommen Prälaten und die utteristischen Präservativisten. In deren Gefolge dann die gewiecherten Landdiebe wie die geheimen Gellingser, allerlei Fondsgesin-

del und bodirskyschen Falschmünzern. Hinterher die verminkelten Advokaten des schwarzen Klaus wie allerlei Hig-End-Manager, die bepflügelten Arnoldisten und bischöflichen Haraldiner. Zu guter Letzt noch die gebenderten Hanswürstchen, die kleinen Offizierchen aus den Untergassen, wie die freiheitlich kriechenden Gelbbauchunken im Getöse eines krächzenden Hahnes.

Alle hatten sich um den Schatz gerissen wie kläffende Hunde um ein Rattenfell, bis nichts mehr von ihm war, kein Gold, kein Reichtum und kein Frieden mehr für niemanden. Sie hetzten wieder einander wie ehemals, betrogen und belogen sich, ein jeder nach seinem geglaubtem Geschäft, und sie begannen abermals, sich in gegenseitiger Streitsucht und Neid einander schlecht zu reden und zu verleumden, wie ehemals und so, als hätten sie einander nichts gelernt. So war der Schrecken von Neuem über sie gekommen. Wie der plötzliche Reichtum sich im Nichts aufgelöst hatte, so waren auch wieder die Wörter verschwunden.

Trottelweil war in ein noch tieferes Elend gefallen, tiefer noch, als es das Goldmännchen in den Mittagsstunden vorgefunden hatte. Und wenn einer behaupten wollte, das Leben dort sei binnen eines Nachmittags gänzlich auf den Hund gekommen, so wäre er freilich des Nachweises schul-

dig geblieben, ob denn in diesem Weiler überhaupt noch ein leibhafter Hund gewesen sei, auf den man je noch hätte setzen können, ja, nicht einmal auf ein Zeichen desselben in der Wirtshauskasse.

Drei kleine Goldklümpchen, gerade noch soviel, dass man daraus hätte Knöpfe machen können, waren ihnen verblieben. Ihr plötzlicher Reichtum hatte sich als böser Abgrund aufgetan, in dem die Trottelweiler in ihrer Dummheit nun vollends versunken waren, und sie begannen, sich erneut um ihr Hab und Gut, Äcker, Vieh und Weiden mit fuchtelnden, stummen Gesten und Grimassen zu streiten. Was ihnen mit den Wörtern ins Leben neu gegeben war, war für einen Rucksack voller Goldklumpen und im Streit darüber wieder dahingegangen. Stumm starrten sie sich einander an und suchten, sich des Goldmännchens zu erinnern und daran, was geschehen war. Aber ihre Münder blieben wie der Verstand und die Taschen wie ehemals und ein wie für alle Mal leer. Da machte die Wirtsfrau sich auf, das Goldmännchen zu suchen.

Die Sonne hatte sich schon hinter die Baumkuppen geneigt und beschenkte das Land mit einem golden, warmen Licht, als die Wirtsfrau abseits des Weges in einem buschigen Gestrüpp des Alten fündig wurde. Aber weil sie sich bit-

terlich schämte und deshalb nicht wagte, das Goldmännchen um Rat zu bitten, hielt sie sich im Buschwerk versteckt in der Hoffnung, wenigstens dessen Wörter zu erhaschen und diese eilig in die Wirtsstube tragen zu können. Doch so sehr sie lauschte, mit offenem Munde und herausgestreckter Zunge auf ein zweites Wunder hoffte, es gab kein einziges Wörtchen aufzuschneiden. Das Goldmännchen war nämlich damit beschäftigt, still dem seufzenden Abendlied eines Gimpels zu lauschen, der sich mit einem kargen und klagenden „Djüblidü“ über sein grau gefiedertes Weibchen beschwerte. Nun, währenddessen, es entwich dem Goldmännchen unmerklich ein lauter Furz. Diesen nahm die Wirtsfrau sogleich begierig auf als einen vernehmlichen Ton, den sie zu vermehren dachte und eilig zurück in die Schankstube trug.

Dort harrte man, in bitterem Schweigen und bangem Warten versunken, ihrer Ankunft. Allein, es kam nur dieser eine Furz mit einem angehauchten, pfeifenden „Djüblidü“ über ihre Lippen. Ein seltsamer Ton, der sich sogleich der Mäuler aller bemächtigte und je nach der vermögenden Tonkunst der Einsilbigen wie der Schwätzer, sich in allen geräuschvollen Variationen als nunmehrige Sprache der Trottelweiler niederschlug. So hatten sie nun doch noch zu ihrer Sprache gefunden, die sie fortan bestimmen sollte. Es war eine einfache

Sprache herausgekommen, eine Art Halskrankheit, wie diese den Dummsäufern und Dickwurzbaronen eigen ist. Doch sie reichte allemal aus, um die Dinge des täglichen Lebens zu besorgen, so auch im Gemeinderat. Zudem war sie mit dem Vorteil gesegnet, auch von den Schweinen und Ochsen verstanden zu werden.

Das Sonnenlicht war aus den Pflaumengärten gewichen und der Abend begann mit grauem Nebel Trottelweil einzuweben. Aus den Dachfirsten huschten die Eulen in die nächtlichen Lüfte hinaus wie der Fuchs wieder durch die Winkel und Gassen auf Beute schnürte. Gelegentlich drang aus dem Wirtshaus noch ein Grunzen heraus, das mal in ein Lachen, dann in ein Weinen oder Fluchen sich schied, so doch, man ging zu Bette und fügte sich. Das Huschemool und das Goldmännchen wurden zeitlebens nicht mehr gesehen. Nur drei kleine, bunte Steinchen, aufbewahrt in einem Schnapsglas über dem Schanktisch, erinnerte die Trottelweiler an diese wundersame Begegnung im späten Sommer des Monats September.